

Die gestohlene Kindheit

Irma Frei war Zwangsarbeiterin in der Spinnerei des Waffenfabrikanten Emil Bührle. Sie will keine Ruhe geben, bis sie von den Behörden entschädigt wird

KATJA BAIGGER

Irma Frei und die anderen Mädchen gehen am Sonntagmorgen in Zweierreihen zum Gottesdienst in der Kirche. Die Dorfbewohner rufen: «Seht, da sind die gefallenen Mädchen!» Es ist ein Spiessrutenlauf, bei dem sie sozialer Ächtung ausgeliefert sind. «Dabei waren wir keine gefallenen Mädchen», sagt Irma Frei. Sie sitzt am Esstisch in ihrem Haus in Regensdorf. Die 83-Jährige wirkt heiter, obwohl sie viel erliden musste in ihrem Leben. Sie fügt an: «Unser Schicksal war, dass wir aus sozial schwachen Verhältnissen stammten.» Tausende wurden wie sie von den Behörden «administrativ versorgt».

Irma Frei wollte unbeschwert leben wie die anderen jungen Leute. Menschen kennenlernen, lachen, ausgehen. Doch dafür blieben der Jugendlichen nur vier Stunden am Sonntagnachmittag, bevor sie wieder im katholischen Mädchenheim in der St. Galler Gemeinde Dietfurt erscheinen musste. Im Marienheim wohnten Dutzende von Jugendlichen. Sie stammten oft aus armen Familien, waren «uneheliche» Kinder oder hatten geschiedene Eltern. Die Behörden zwangen sie unter dem Vorwand der «Fürsorge» zur Arbeit in der Spinnerei des Industriellen Emil Georg Bührle. Der Waffenfabrikant verkaufte während des Zweiten Weltkriegs Rüstungsgüter an die Nazis. Zu jener Zeit galt er als der reichste Mann der Schweiz. Dass sie ausgerechnet für ihn tätig sein musste, ist für Irma Frei bis heute besonders stossend.

Schichtarbeit und Beichten

An Werktagen hiess es: Schichtarbeit von 5 Uhr bis 13 Uhr 30 oder von 13 Uhr 30 bis 22 Uhr, in der Spinnerei, ohne Pause. Am Samstag: beichten. Am Sonntag durfte sie mit anderen Bewohnerinnen nach dem Kirchgang spazieren gehen. Aber nur, wenn sie sich unter der Woche in der Spinnerei und im Marienheim wohlverhielt, also weder schwatzte noch unpünktlich war. Weil die Nonnen ihnen untersagten, direkt in Dietfurt in einem Restaurant einzukehren, besuchten die Jugendlichen am Sonntagnachmittag stets dasselbe Café im Nachbardorf. Dort teilten sie zu zweit ein Fläschchen Mineral. Damit sie ihre fünf Franken Sackgeld, die sie monatlich erhielten, nicht aufbrauchen mussten. «Manchmal konnten wir tanzen. Das war unser Highlight.»

Eigentlich hätte ihr Leben immer so einfach sein können: Die Wirtschaft boomte, Autos eroberten die Strassen, das Fernsehen die Wohnzimmer und Waschmaschinen die Haushalte. In den 1950er Jahren herrschte in der Schweiz Aufbruchsstimmung. Doch davon profitierten nicht alle. Es gab dunkle Seiten – jene der administrativen Versorgung ist besonders tragisch. Die Behörden entriessen bis 1981 Tausende von Kindern ihren Familien und gaben sie in Heime oder auf Bauernhöfe. Bis 1975 vermittelten die

Fürsorgeämter Hunderte von «arbeitscheuen» Minderjährigen schweizweit zur «Nacherziehung» an Fabrikkheime. Dort wurden sie als billige Arbeitskräfte eingesetzt. Dies, obwohl Zwangsarbeit in der Schweiz seit 1941 verboten war. Eines dieser Kinder war Irma Frei.

Die Familie war arm

Die Vormundschaftsakten dieser düsteren Zeit liegen nun vor der elegant gekleideten Seniorin. Das Deckblatt ist rot und trägt den Titel «Waisenbehörde der Stadt Schaffhausen». Dabei war Irma Frei kein Waisenkind. Sie sagt: «Man hat mir meine Kindheit und meine Jugend gestohlen.» Irma Frei wird 1941 in Schaffhausen als jüngstes von fünf Geschwistern geboren. Die Familie ist arm. Der Vater arbeitet als Fräser im Stahlwerk Georg Fischer. Er versäuft den Zahntag in Beizen. Wenn die Mutter ihn auf das fehlende Geld anspricht, schlägt er sie. Immer wieder. Bis sie sich von ihrem Mann trennt. Doch damit verliert sie viel: Die Behörden entziehen ihr das Sorgerecht.

Mit sieben Jahren kommen Irma Frei und ihre Schwester in eine Pflegefamilie in der Zürcher Gemeinde Rheinau. Als ihre Schwester die Schule abgeschlossen hat, will die Familie die zehnjährige Irma auch nicht mehr. Sie braucht das Zimmer für eine Tante. Statt das offen zu sagen, schwärzt die Pflegemutter das Kind bei der Vormundschaftsbehörde an, sagt, es gehorche nicht. Die kleine Irma wird in die Erziehungsanstalt Rathaussen am Stadtrand von Luzern gebracht. «Das war ein Kinderzuchtthaus», so erinnert sich Frei. Wegen Bagatellen sperren die Nonnen die Kinder ins «Chrutzli», ein dunkles Kellerabteil, in dem es nur Wasser und Brot gibt. Auch Irma Frei muss das mehrfach erdulden. Um der Gewalt und den Demütigungen zu entkommen, flüchtet sie zu ihrem grossen Bruder, der in Luzern lebt. Die Polizei greift sie bald auf. Zur Strafe kommt sie ins «Chrutzli».

Sie liess sich nicht kleinmachen

Irma Frei sagt, das Ziel dieser Heime sei es gewesen, den Willen der Kinder zu brechen. «Drei Viertel der Heimkinder sind auch daran zerbrochen.» Manche begingen Suizid, andere leben bis heute von der Invalidenrente. Irma Frei liess sich nie kleinmachen. «Bis heute bin ich meiner Mutter dankbar, dass sie mir beigebracht hat, mich zu wehren.» Nach einem Haushaltjahr kommt sie als Dienstmädchen in eine Familie in der Luzerner Gemeinde Rothenburg. Sie, die hätte Damenschneiderin werden wollen. Die Hausherrin kontrolliert sie ständig. Weil sich Irma Frei hinsetzt und eine Zeitschrift liest, wenn die Kinder das Mittagsschlafchen machen, schwärzt die Hausherrin sie bei der Schaffhauser Vormundschaftsbehörde an. Sie mache zu oft Pausen. In den Akten wird die Fürsorgerin notieren, sie sei «arbeitscheu». Irma Frei kann dazu nie Stellung nehmen.

Die Fürsorgerin holt die Jugendliche daraufhin in Rothenburg ab und



Irma Frei wirkt heiter, obwohl sie viel erliden musste in ihrem Leben.

BILDER KARIN HOFER/NZZ

Wegen Bagatellen sperren die Nonnen die Kinder ins «Chrutzli», ein dunkles Kellerabteil, in dem es nur Wasser und Brot gibt.

So weit ist die Aufarbeitung

Seit zehn Jahren bemühen sich Bund, Kantone und Gemeinden um angemessene Antworten auf Fragen zu fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen. Der Bund richtet Solidaritätsbeiträge an Opfer aus. Dem Schaffhauser Regierungsrat ist es ein Anliegen, die Betroffenen aktiv einzubeziehen. Mögliche Massnahmen sind zusätzliche finanzielle Leistungen und Vergünstigungen, Sozialbegleitung und Therapie. Das Departement des Innern arbeitet zurzeit eine Vorlage aus. Ob Schaffhausen die Betroffenen finanziell entschädigen wird, entscheidet der Kantonsrat.

Die Zürcher Justizdirektorin Jacqueline Fehr hat sich bei den Schaffhauser

sagt ihr, sie komme nun in eine Pension im Toggenburg und könne ihr eigenes Geld verdienen. Die 17-Jährige denkt: «So gut.» Doch im Dietfurter Marienheim empfängt sie eine Klosterfrau. Als sie den Speisesaal zeigt, in dem hundert Personen Platz haben, dämmert es Frei: «Läck, jetzt bist du wieder in einem Heim.» Von ihren Zimmergenossinnen erfährt sie, dass man hier arbeiten muss, bis man volljährig ist, also bis zwanzig.

Das Marienheim liegt direkt neben der Bührle-Spinnerei. Hier muss Irma Frei im Vorwerk arbeiten, wo die schweren Baumwollballen eintreffen und durch Vorbereitungsmaschinen zerkleinert werden, oder an den maschinellen

Fadenspulen einfädeln. Weil der Werkmeister mit ihr zufrieden war, konnte sie an verschiedenen Maschinen arbeiten. Danach ist der Arbeitstag nicht etwa zu Ende, sondern es gilt, im Marienheim zu putzen und zu waschen. Einen Lohn erhält Frei nie. Doch dank dem AHV-Ausweis weiss man: Sie verdiente in der Bührle-Spinnerei in 35 Monaten 10 905 Franken. Das sind nach heutigem Wert über 45 000 Franken. Mit diesem Geld habe sie, so sagt sie es im Buch «Schweizer Zwangsarbeiterinnen», ihre Wesperrung bezahlen müssen.

Die Behörden und die Nonnen üben psychischen Druck auf die Kinder aus, indem sie ihnen eintrichtern: «Du als Heimkind bist nichts, du kannst nichts, aus dir wird nichts.» Irma Frei sagt: «Sie wollten, dass wir unten bleiben.» Ausgerechnet diese Sprüche werden zu ihrer Antriebsfeder. «Ich wollte beweisen, dass ich etwas erreichen kann.»

Entlassen ins Leben

Irma Frei hält Wort. Mit zwanzig wird sie entlassen, ohne Lehrabschluss und mit bloss 50 Franken in der Hand. Sie muss zunächst zur Kur nach Arosa, um sich von einer Nierentuberkulose zu kurieren, die sie im Marienheim aufgefressen hat. In den Bergen besucht sie ihr Schwarm, der ihr erster Mann und Vater ihrer ältesten Tochter werden wird. Über das Erlebte schweigt sie: «Ich beschloss, niemandem zu sagen, dass ich versorgt worden war. Ich hätte keinen Job erhalten und nie etwas lernen kön-